



Was bedeutet Schreiben für mich?

Giorgia Montana Peretta (Universität Klagenfurt)

Abstract:

In meinem Zimmer fand ich einen Notizblock der Firma, bei der mein Vater immer Farbe bestellte. Ich schrieb eine Geschichte. Als ich fertig war, setzte ich mich zu meinem Vater und kündigte an: „Ich möchte dir was vorlesen.“ Er schaltete den Fernseher stumm, und ich begann zögerlich zu lesen. Er hörte mir zu. Er lachte nur, wenn es die Geschichte verlangte, und ansonsten blieb der Raum still. Kein Fernseher, kein Kommentar. Bloß meine Stimme und seine Augen, die auf mir hafteten.

Als ich fertig war, fragte er: „Bist du elf oder zwölf?“

Ich sagte: „Elf.“

Er zog die Augenbrauen nach oben, während er sich eine Zigarette anzündete, und sagte zu mir: „Das ist wirklich gut, Giorgia. Mach das weiter.“

Keywords: Autoethnographie

Empfohlene Zitierweise:

Peretta, G. M. (2025): Was bedeutet Schreiben für mich? zisch: zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung, 13, 81.-86. DOI: <https://doi.org/10.48646/zisch.251308>



Lizenziert unter der CC BY-SA 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung - Share Alike 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/) zugänglich.

ISSN: 2709-3778

Was bedeutet Schreiben für mich?

Giorgia Montana Peretta (Universität Klagenfurt)

Daseinsberechtigung

„Das Kind ist ein Bewegungslegastheniker“, hörte ich meinen Papa schmunzelnd sagen. Ich war elf Jahre alt und spielte im winzigen Garten vor seiner Wohnung mit einem Ball. Mein Vater und mein Onkel rauchten währenddessen auf der Bank eine Camel Blau aus dem Softpack. Die waren billiger. Das wusste ich auch schon mit elf. Ich wusste auch, dass mein Vater meine Gefühle nicht verletzen wollte – und dennoch habe ich diesen Kommentar vierzehn Jahre später nicht vergessen.

Mein Vater war Handwerker. Er schenkte seine körperlichen Grenzen her, damit ich am Abend zu essen hatte. Um auf mein sensibles Herz Rücksicht zu nehmen, fehlten an jedem Ende die Kapazitäten. Ob ich das unfair fand oder nicht, würde nichts an der Situation ändern. Also lachte ich mit meinem Vater und meinem Onkel mit, rollte den Ball ins Eck und setzte mich zu ihnen. Er nannte mich einen Trottel, und ich lachte mit gesenktem Kopf.

Zu dem Zeitpunkt war er plötzlich alleinerziehend geworden. Mit sieben Jahren ließen sich meine Eltern scheiden, und ziemlich kurz danach wurde meine Mutter krank. Meine Mama war das Epizentrum meines Universums. Eines war für mich klar: Wo die Füße meiner Mama standen, war der Mittelpunkt der Welt. Sie weckte mich am Morgen und brachte mich am Abend zu Bett. Ich durfte bei ihr schlafen, wenn ich schlecht geträumt hatte, und wenn ich beim Zahnarzt Angst hatte, versprach sie mir danach ein Geschenk. Sie war die Sicherheit, der Mut und das Leben selbst.

Als sie krank wurde, kümmerte ich mich um sie. Ich wusste, dass man als Acht-, Neun- oder Zehnjährige seine Mutter nicht pflegen sollte. Jedes Mal, wenn ich nicht zur Schule ging, weil sie an dem Tag nicht Auto fahren konnte, oder ich zum dritten Mal dasselbe Abendessen warm machte, wusste ich, dass das nicht meine Sorgen sein sollten. Ob ich das unfair fand oder nicht, würde nichts an der Situation ändern.

Irgendwann erzählte ich meinem Papa davon, und von dem Zeitpunkt an lebte ich bei ihm. Ich durfte eine Tasche packen und packte sie in der Zweizimmerwohnung meines Vaters wieder aus. Wir schauten uns an und waren beide nicht bereit für diesen neuen Lebensabschnitt. Genau wie in der Wohnung war im Leben meines Vaters auch kein Platz für ein heranwachsendes Kind. Also zog mein Vater zwei Rigipswände ein, um mir ein Kinderzimmer zu bauen und kochte am Abend Chicken Nuggets, nachdem er mir die neueste *Bravo* gekauft hatte.

In der Freizeit schauten wir gemeinsam Krimis und er erzählte mir von der Arbeit. Dass meine Freundinnen keine Sendungen ab achtzehn schauen durften und eigentlich nichts über das Privatleben ihrer Eltern wussten, fand ich seltsam.

Einmal sang ich meinem Vater ein Lied vor. Es war mein Lieblingslied zu diesem Zeitpunkt, und ich wollte es mit ihm teilen. Er unterbrach mich mittendrin mit schallendem Gelächter und riet mir, in der Schule gut aufzupassen, weil Sängerin würde ich keine werden. Mein Gesicht wurde heiß, meine Augen feucht und ich lachte seltsam mit ihm mit. Ich verkroch mich in mein Rigipszimmer und schaute beim Weinen in den Spiegel.

Dass wir wenig Geld hatten, bemerkte ich nie. Ich wusste nur, dass wir nie in den Urlaub flogen und generell nie etwas unternahmen. Mein Vater argumentierte immer damit, dass wir einen Fernseher hätten und deshalb nirgends hinmüssten. Ich wusste, dass er einen Scherz machte, weil meine Freundinnen auch Fernseher hatten und trotzdem nach Italien fuhren. Als Kind dachte ich, mein Vater war einfach gerne zu Hause. Ich dachte auch, dass mein Vater besonders streng war, weil ich sehr selten mit ins Kino und kein Smartphone haben durfte. Mir war sehr oft sehr langweilig.

Eines Tages, als mein Vater und ich zum millionsten Mal dieselbe Krimifolge gemeinsam auf der Couch schauten, stand ich auf und ging in mein Zimmer. Wortlos natürlich. Wenn ich zu sprechen begann, während der Fernseher lief, drückte mein Vater auf der Fernbedienung so lange auf „+“, bis ich aufhörte zu sprechen. Er grinste mich dabei an und ich grinste wortlos zurück, während ich meine Erzählungen runterschluckte.

In meinem Zimmer fand ich einen Notizblock der Firma, bei der mein Vater immer Farbe bestellte. Ich schrieb eine Geschichte. Als ich fertig war, setzte ich mich zu meinem Vater und kündigte an: „Ich möchte dir was vorlesen.“ Er schaltete den Fernseher stumm, und ich begann zögerlich zu lesen. Er hörte mir zu. Er lachte nur, wenn es die Geschichte verlangte, und ansonsten blieb der Raum still. Kein Fernseher, kein Kommentar. Bloß meine Stimme und seine Augen, die auf mir hafteten.

Als ich fertig war, fragte er: „Bist du elf oder zwölf?“

Ich sagte: „Elf.“

Er zog die Augenbrauen nach oben, während er sich eine Zigarette anzündete, und sagte zu mir: „Das ist wirklich gut, Giorgia. Mach das weiter.“

Mit einem Satz war ich zum Leben erweckt worden. Wäre mein Leben eine Krimiserie, würde ich in diesem Moment von der Statistin zur Hauptprotagonistin werden. Diese Anerkennung verlieh meinem Dasein Berechtigung – und ich tat genau das, was mein Vater sagte. Ich machte weiter.

Sinn

Ein paar Jahre später – mit fünfzehn oder sechzehn – fand ich mich ambulant in der Kinder- und Jugendpsychiatrie wieder. Jeder, der im vorherigen Kapitel zwischen den Zeilen gelesen hat, wird sich wohl kaum mit der Frage nach dem „Warum?“ plagen. Ich litt unter einer Angst- und Panikstörung mit Anzeichen einer mittelschweren Depression. Zumindest war das die Diagnose, die mir meine Therapeutin stellte. Für mich fühlte es sich so an, als würde ich jeden Tag ein wenig sterben. Jeden Tag verlor ich ein Stück meiner Seele. Jede Panikattacke forderte ein Opfer.

Während meine Freundinnen von früher im Club ihre ersten Alkoholerfahrungen sammelten, berauschte ich mich jeden Tag mit 50 mg meines Lieblingsantidepressivums. In der Nacht konnte ich nur schlafen, wenn das Neuroleptikum auch die letzte meiner Gehirnsynapsen betäubte. Und wenn ich

nicht in der Schule oder im Krankenhaus war, dann war ich in meinem Zimmer und schrieb. Ich schrieb über den Tod und über das Leben – und darüber, wie unfair ich es fand.

Eines Tages erzählte mir meine Therapeutin von einer Schreibwerkstatt, die sie organisiert hatte. Sie meinte, sie habe viele Patientinnen, die so talentiert seien wie ich, und das wolle sie fördern. Ich dachte mir, dass man Komplimente in der Psychiatrie immer kritisch hinterfragen sollte. Nachdem sie mir auf meine Nachfrage erklärte, was eine Schreibwerkstatt sei, erbarmte ich mich. Sie war die einzige Person, die mir immer zuhörte – und vermutlich der einzige Mensch, der das Beste für mich wollte. Den Gefallen schuldete ich ihr.

Beim ersten Termin trafen fünf psychisch kranke Jugendliche unter der Aufsicht einer Autorin/ Sozialarbeiterin aufeinander. Und wie das so ist bei Schreibwerkstätten, die von einer Therapeutin in der Kinder- und Jugendpsychiatrie explizit für traumatisierte Kinder organisiert werden, ging es zunächst nur um das Eine: das Sterben. Wir lachten über die Suizidpläne der jeweils anderen und schienen „Wer kann die Sozialarbeiterin am meisten schocken?“ zu spielen. Für fünf Stunden im Monat gab es keine Tabus.

Diese Schreibwerkstatt wurde über einen Zeitraum von drei Jahren gehalten, mit längeren Pausen zwischen den Zyklen. Über die Jahre wurden wir von Fremden zu Freundinnen – zu Schwestern.

Ich war da, als eines der Mädels wieder stationär aufgenommen wurde und mich bat, ihr eine Packung Zigaretten auf die Station zu bringen. Ich war da, als eine von ihnen nicht allein zum Abtreiben fahren wollte. Wir waren alle da, als die Mutigste von uns sich traute, ihren Täter anzuzeigen. Und an dem Tag, an dem er freigesprochen wurde, trauerten wir alle mit ihr mit.

Die Jahre sind vergangen – und mit ihnen die Schreibwerkstattzyklen sowie unsere unterschiedlichen Lebensphasen. Je öfter wir Texte über das Sterben schrieben, desto seltener sprachen wir darüber. Irgendwann sprachen wir über die Jungs, die wir gerade trafen, und ihre Künste im Bett, die zu wünschen übrigließen. Wir lästerten über Klassenkolleginnen, die nur Belletristik lasen, und zeigten uns die neuesten Klamotten, die wir im Abverkauf oder Secondhand ergattern konnten.

Ab dem Zeitpunkt war klar: Die Schreibwerkstatt durfte enden. Doch sie durfte nicht ausschleichen wie ein Antidepressivum – wir mussten sie hochleben lassen.

Unsere Betreuerin organisierte eine Abschlusslesung. Wir würden unsere Texte in einer Anthologie veröffentlichen und anschließend daraus vorlesen – vor all unseren liebsten Menschen sowie Sponsor*innen. Ich werde nie vergessen, wie es sich anfühlte, als die erste gedruckte Version auf dem Tisch lag. Ein Cover mit dem Wort *Anpassungsstörung*. Es war eine Zurückeroberung der Würde. Ein „Fick dich!“ an das Stigma, das uns alle fast das Leben gekostet hätte.

Bei der Abschlusslesung stand mein Vater ganz hinten im Raum. Als ich fertig war und hochschaute, konnte ich sehen, wie er sich Tränen aus den Augen wischte.

Von dem Tag an ging ich immer mit dem gleichen Grinsen von der Bühne. Und heute, wenn ich mich nachts frage, wieso ausgerechnet mir das passieren musste, dann krame ich die Anthologie aus meinem Bücherregal. Dann weiß ich, dass die dunklen Zeiten Kunst in sich tragen.

Überleben

In meinen frühen Zwanzigern stolperte ich über ein Zitat, das mein Verständnis von Kunst nachhaltig prägte. Es war Rilke, der in *Briefe an einen jungen Dichter* sinngemäß schrieb, dass die Kunst nur für jene reserviert sein sollte, die sie erschaffen **müssen**. Wie Rilke es in dem Buch Kappus geraten hatte, legte auch ich mich in dieser Nacht ins Bett und überlegte, ob ich schreiben müsse? Ob ich sterben müsste, wenn ich mein Handwerk nicht ausleben dürfte? Ich wäre auch bereit gewesen, nie wieder zu schreiben, wenn die Antwort „nein“ gewesen wäre. Zu groß ist mein Respekt vor der Kunst selbst, um belanglose Phrasen in die Welt zu dreschen und somit das Handwerk an sich zu missbrauchen – für mein Verlangen, anstatt für meine Notwendigkeit. Diese Zeilen sind die Antwort auf Rilkes Frage. Sie wären nie entstanden, wenn ich ohne sie leben könnte.

Ich konnte nie benennen, wo der Unterschied zwischen einem guten Kunstwerk und einem grandiosen Kunstwerk lag. Rilke benannte ihn für mich: Ein gutes Kunstwerk verweilt in dem Moment, ein grandioses überlebt den Künstler selbst.

Als ich das erste Mal ein grandioses Buch las, klappte ich es nach der letzten Seite zu und dachte mir: „Ihre Geschichte wird für immer ein Teil von mir sein.“ Und so ging es nicht nur mir. Es ging jedem so, der dieses Werk als großartig verstand. Tausende von Herzen laufen auf diesem Planeten herum und tragen diese Geschichte mit sich. Es war dieser Gedanke, der mir meinen sehnlichsten Wunsch offenbarte: Geschichten zu schreiben, die mich mit den Menschen unweigerlich verbinden und mich im besten Fall überleben.

Ich begann zu begreifen, dass das Schreiben nicht bloß eine Tätigkeit war, sondern ein Versuch, Spuren zu hinterlassen – leise, unaufdringliche Spuren, die dennoch Bestand haben konnten. Vielleicht war ich dem tiefsten Kern jeder schöpferischen Sehnsucht aufgelauret: nicht bloß verstanden, sondern in Erinnerung zu bleiben. Seitdem schreibe ich mit einer Art innerer Ehrfurcht. Nicht vor dem Publikum, sondern vor der Möglichkeit, dass jemand meine Zeilen liest – und Großartigkeit darin versteht.

Später in meinem Leben verliebte ich mich in einen professionellen Sportler. Die zwei Welten – Kunst und Sport – ließen sich für mich nie vereinen. Umso verwunderter war ich über meine aufrichtige Liebe für diesen jungen Mann, der noch nie ein Buch gelesen hatte, geschweige denn sich von Rilke in den Schlaf malträtiert ließ.

Als er mich das erste Mal zu einem Spiel von sich einlud begriff ich unsere Gier füreinander. Er fuhr auf den Eisschuhen, als wäre er mit ihnen geboren. Der Schläger wurde zur Verlängerung seines Armes. Jede seiner Bewegungen verriet, dass das Schießen eines Tores nicht aus Verlangen entstand, sondern aus purer Not. Er jubelte laut, als es ihm gelungen war, die Scheibe ins Netz zu schleudern. Er schrie aus Erleichterung – und zugleich aus Zwang, das nächste zu erzielen.

Mir wurde klar, dass er gleich war wie ich. Zwar nicht in der Ausführung, aber im Kern wussten wir, was wir **mussten**. Das verbindet uns bis zum heutigen Tag, und ich glaube mittlerweile, unsere Liebe wurde ebenfalls zu einer Notwendigkeit.

Mittlerweile verstehe ich, dass Kunst immer und überall entstehen kann. Vielleicht sogar gerade dort, wo man sie nicht erwartet.

Je älter ich werde, desto klarer wird die Bedeutung des Schreibens in meinem Leben. Es ist ein Weg, Verlustangst zu umgehen, und ein Versuch, Verbundenheit zu erzwingen. Meine Geschichten sind die Nabelschnur zwischen mir und jedem, der sich die Zeit nimmt, sie zu lesen. Hätte man mir das Band zwischen mir und meiner Mutter nicht so früh entrissen, würde ich das Schreiben wahrscheinlich nicht müssen. Ob es das wert war, ist eine Frage, auf die ich zum Glück keine Antwort finden muss. Außer vielleicht, Rilke stellt sie mir.